

Folgt der Spur der Hörner

Henning Schmidgen prüft,
was Medien mit uns machen

Am 17. Dezember 1955 fährt vor der Pariser Sorbonne ein weißer Rolls-Royce vor. Auf der Rückbank des Wagens stapelt sich Blumenkohl. Salvador Dalí, ehemaliger Surrealist, der sich nach eigenen Angaben damals gerade in seiner rhinozerontischen Phase befindet, ist angereist, um einen Vortrag über Jan Vermeers Gemälde „Die Spitzenklöpplerin“ zu halten. Einst, als Kind, waren ihm bei der Betrachtung des Bildes – während eine Nachtigall sang – Nashörner erschienen. Dalí attestiert dem Werk vor dem Pariser Publikum eine geradezu gewalttätige Kraft, weil eine nicht gemalte, aber suggerierte Stecknadel ihn immerzu steche. Und er endet: Wer etwas im Kopf habe oder wem etwas zu Kopf gestiegen sei, könne „nur von der Spitzenklöpplerin auf die Sonnenblume, von der Sonnenblume aufs Rhinoceros und vom Rhinoceros auf den Blumenkohl“ kommen.

So weit, so konfus. Dass es sich bei diesen Ausführungen nicht um allerlei Nonsense aus dem Geist eines exzentrischen Künstler-Ichs handelte, versucht der Medienwissenschaftler Henning Schmidgen neben vielem anderen jetzt in seinem neuen Buch „Horn oder Die Gegenseite der Medien“ darzulegen.

Nun muss, wer Dalí verstehen will, allerdings erst mal Schmidgens kryptischen Titel verstehen. Der erklärt sich so: Täglich drücken, tippen oder wischen wir auf elektronischen Medien herum, Notebooks, Tablets, Handys, Smartwatches. Doch nicht nur Menschen berühren Medien, auch Medien berühren Menschen, in gewaltigem Ausmaß und mit ganz eigenen Tastsinnen. Sie beobachten uns, durchleuchten uns, verfolgen uns, mit elektromagnetischen Wellen und Algorithmen. Diese Umkehrung, diese „Gegenseite der Medien“ und ihre Taktilität nimmt Schmidgen in den Blick. Wobei es ihm zum einen darum geht, „Brückenschläge zwischen Medientheorie und Medienkunst zu erkunden“ (weshalb das Buch auch als fiktive Ausstellung angelegt ist), zum anderen darum, dabei einem ganz bestimmten Leitmotiv zu folgen: Dem des Horns, also allem, was sich unter diesem Begriff subsumieren lässt: Nashörner, Posthörner, Einhörner, Megafone, Tröten, Trinkhörner.

In einem der fünf als Ausstellungsräume konzipierten Kapiteln weist Schmidgen nach, wie intensiv sich Dalí mit der Morphologie der Natur und ihrer Wiederkehr in der Kunst beschäftigte. Besonders mit der logarithmischen Spirale, die mit jeder neuen Umdrehung den Abstand zu ihrem Zentrum – man denke an ein Schneckenhaus – um den gleichen Faktor vergrößert. Weil Vermeers „Spitzenklöpplerin“ laut Dalí eine solche Spirale zugrunde liegt, assoziierte er Sonnenblumen, Horn

und Blumenkohl – alles in der Natur vorkommende logarithmische Spiralen. Schmidgen berichtet, wie Dali, um sich der Taktilität von Vermeers „Spitzenklöpplerin“ weiter anzunähern, einmal im Zoo vor dem Nashorn-Gehege eine Kopie des Bildes malte (zu sehen waren lauter schwebende Hörner), dann im Nashorn-Gehege eine vergrößerte, originalgetreue Reproduktion baumeln ließ, wobei ihm bewusst wurde, dass die Spitzenklöpplerin das Nashorn im Kampf besiegen würde. Und wie er schließlich, bewaffnet mit dem lanzenartigen Horn eines Narwals, von hinten auf diese Reproduktion zugestürmt war und sie durchstoßen hatte.

All das weiß Schmidgen nicht als durchgeknalltes Happening zu deuten, sondern so: „In gewisser Weise wird der Maler hier selbst zum Nashorn, das sich auf einen taktilen Kampf mit der ‚Spitzenklöpplerin‘ einlässt und es [gemeint ist das Bild] durch eine List, nämlich den Angriff von hinten, doch noch überwindet.“

Außer von Dali erzählt Schmidgen auch von Walter Benjamin, bei dem nicht einzelne Bilder den Menschen berühren oder traktieren, sondern ganze moderne Städte, von Sigmund Freud und dessen Überlegungen zu einer gehörnten Moses-Skulptur, von William Kentridge, in dessen Werken viele bedeutungsvolle Hörner vorkommen, oder dem Medienwissenschaftler Marshall McLuhan, der das Fernsehen nicht als Erweiterung des Sehens, sondern des Tastens verstand, sich allerdings für Hörner gar nicht interessierte. Am Ende hat man sich wie eine logarithmische Spirale tiefer und tiefer in den Text hineingedreht, hat manch Verblüffendes erfahren, hat vieles dreimal gelesen, um den abstrakten Ausführungen halbwegs zu folgen, und sieht den Wald vor lauter Hörnern nicht: Wozu, noch mal, war das alles gut?

Über eine Installation von Kentridge schreibt Schmidgen, die ungezählten Verweise, mit denen das Werk aufwartet, liefen Gefahr, es zu überfrachten. Was der Autor für Kentridges Arbeit befürchtet, ist ihm mit der eigenen gelungen: Die ungezählten Verweise, mit denen das Buch aufwartet, mögen vielleicht den einen oder anderen Experten erfreuen, überfrachten es für alle anderen Leser aber so sehr, dass man am Ende doch recht ermüdet ist.

KATHARINA RUDOLPH



Henning Schmidgen:
**„Horn oder Die Gegenseite
der Medien“.**

Matthes & Seitz,
Berlin 2018.
344 S., Abb., geb., 40,- €.